

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 43 (1967-1968)
Heft: 7

Artikel: Chinesische Aspekte : Streiflichter und Reminiszenzen zur sogenannten Kulturrevolution
Autor: Gantenbein, Margrit
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079818>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Illustration Heinz Stieger

Chinesische Aspekte

Streiflichter und Reminiszenzen zur sogenannten Kulturrevolution

Von Margit Gantenbein

Die Schweizerin Margit Gantenbein war im Zweiten Weltkrieg, durch Heirat britische Staatsbürgerin, in Tschungking China-Korrespondentin von «News Chronicle». Anschließend an ihre Erklärungen der Vorgänge aus dem chinesischen Charakter beleuchtet Daniel Roth kurz die uns bewegende Frage: «Krieg oder Frieden?»

Die Weltpresse und erst recht die chinesischen Zeitungen sind voller Berichte über die sogenannte «Kulturrevolution». Dennoch kann sich niemand im Chaos der so benannten Ereignisse wirklich zurechtfinden. Einige Male hat es auch schon geheißen, die «Kulturrevolution» sei eigentlich zu Ende, in die Bahnen der wieder in neuer Macht erstandenen Kommunistischen Partei gelenkt worden. Dann kamen plötzlich wieder Meldungen von blutigen Kämpfen, Absetzungen von Provinzbehörden und Parteibonzen – alles im Namen der «Kulturrevolution».

Etwas mehr Aufschluß gibt ein scheinbar nichtssagender offizieller rotchinesischer Bericht in der Zeitung «Shanghai Wen Hui Pao» über den Aufenthalt des «Vorsitzenden» Mao Tse-tung in Shanghai im Herbst 1967. Mao sei – so heißt es natürlich –

bei bester Gesundheit. Er arbeite zehn Stunden. Er gehe spazieren, und dabei hätten es die Jungen – selbstverständlich – schwer, sein Tempo einzuhalten. Mao rede viel mit den Leuten, die er treffe, habe also Kontakt mit dem Volke. Bei Fabrikbesichtigungen habe er immer wieder die lebenswichtige Frage gestellt: «In wieviele Meinungsgruppen seid ihr in eurem Betrieb aufgeteilt?» Mao habe seinen engsten Mitarbeitern von Schanghai aus auch verschiedene Telegramme geschickt. Sozusagen alle betreffen die Kulturrevolution. Neue Taktiken werden angeregt, sichtbar gewordene Fehler korrigiert. Aus den wiedergegebenen Telegrammen geht, wenn der Bericht die Wahrheit sagt, hervor, wie intensiv sich Mao mit den kleinsten Details der Revolutions-Politik befaßt.

Ob der Bericht in den Einzelheiten stimmt oder nicht, er besagt, daß es denen, die in Peking an der Macht waren, im letzten Herbst nach wie vor darum ging, die «Kulturrevolution» mit Mao als Mittelpunkt zu Ende zu führen. Er besagt auch, daß dieser Anspruch nicht unbestritten war, daß es einer großen Aktivität und des Einsatzes von Maos persönlichem Prestige bedurfte, um die Maßnahmen durchzusetzen. Und das ist nach allen

Berichten auch zur Zeit der Niederschrift dieses Artikels noch so. Soeben wurden wieder neue «Richtlinien Maos» für gewaltige «Säuberungen» der Kommunistischen Parteien zahlreicher Provinzen von «Revisionisten» bekannt.

Die «Kulturrevolution» scheint sich gewandelt zu haben, aber sie geht weiter. Ob sich die Tendenz zu einem allmählich geordneten Verlauf trotz Rückschlägen bald durchsetzen oder ob es wieder zu turbulenten Phasen kommt wie am Anfang, weiß niemand.

Ja, was ist eigentlich diese «Kulturrevolution»? Diese Frage ist um so schwieriger zu beantworten, als sich hinter diesem Namen im Lauf der Ereignisse recht verschiedenartige Tendenzen verborgen haben und auch heute noch verborgen. Aber es ist wohl heute nach langem, verwirrendem Geschehen doch etwas klarer geworden, was Mao selber mit dieser Bewegung bezweckte und bezweckt, weshalb er sie brauchte und heute noch braucht.



Vor ein zweidrittel Jahren gab Mao Tse-tung die Parole für die «Große Chinesische Kulturrevolution» aus.

Chinesische Aspekte

Während wir im Ausland im Dunkeln tappten, die China-Experten orakelten und sogar die chinesisch schreibenden, asiatisch denkenden und aussenhenden Japan-Journalisten in Peking rätselten, feuerten Mao und die Seinen mit Parolen und Orders die neu gegründete Rote Garde an, wodurch diese unerhörte Handlungsfreiheit erhielt. Massen junger Leute zogen diesen abenteuerlichen Einsatz der Arbeit auf den landwirtschaftlichen Kollektivgütern vor. Auch den meisten Chinesen blieb aber der Zweck der neuen Bewegung vorerst verschleiert. Nur Mao, seine mit ihm einigen Mitarbeiter sowie seine engsten Freunde wußten, worum es eigentlich ging.

Und nun schaute die Welt mit Stäunen dem beginnenden Kampf zu, den die im ganzen Lande ausschwärmen-de uniformtragende Jugend entfachte. Neue sogenannte Rote Garden bildeten sich, die oft noch fanatischer waren. Auch sie behaupteten, für Mao zu kämpfen, obwohl sie manchmal sogar links von Mao oder rechts standen, also eine Art Ultra- oder Gegen-revolutionäre waren. Alle begannen sich gegenseitig zu bekämpfen. Fabrikarbeiter, Parteileute, Bauern, Rote Garden, sie alle bildeten wirre Kampfknäuel. Sie wurden zur Ordnung gerufen. Das Durcheinander wuchs trotzdem. Chaos, Grausamkeit, Aufstände, blutige Zusammenstöße, politische Vergewaltigung und Ungerechtigkeit waren an der Tagesordnung. «Rebel-lion, Gegenrevolution, Bürgerkrieg, Einsetzung der Armee» riefen die Schlagzeilen der WeltPresse.

Zeitweise schienen sogar Mao und seine Mitarbeiter in Gefahr zu sein, die Macht über die Rote Garde und über die Massen zu verlieren.



Sicher ist, daß die Lage in China auch heute, ein zweidrittel Jahre nach dem Beginn der «Kulturrevolution» chaotisch ist. Von den 28 politischen Einheiten – Provinzen, autonome Regionen usw. – des Riesenreiches konnte Mao nach allen Anzeichen eine Zeit

lang nur ganz wenige und kann er heute bei weitem nicht die Hälfte als ihm vollkommen ergeben betrachten.

Mao ist – im Rahmen seiner Ideologie – ein kluger Planer und Denker. Obwohl er auch ein Gefühls-mensch und Romantiker ist, so hat er doch hoffnungslos scheinende Situations während seiner langen Lauf-bahn mit viel Ruhe und Sicherheit zu meistern gewußt. So ging man denn so weit, zu fragen: Hat wirklich Mao diese Revolution gestartet, die ihn selber und sein Werk an den Rand des Abgrundes brachte? Ja, lebt Mao überhaupt noch? Nebenbei: Ist es nicht unheimlich, daß sich bezüglich der Herrschaft über einen Viertel der Menschheit die andern und auch jene, die zu diesem Viertel gehören, mit Grund solches fragen könnten?

Heute deutet doch alles darauf hin, daß diese Fragen mit Ja zu beantworten sind. Ich versuche daher unter dieser Annahme die merkwürdigen Vor-gänge einigermaßen zu erklären. Wenn das gelingt, wird auch die Annahme noch sicherer.

Merkwürdig ist vor allem auch, daß Mao sein Reich, das er doch scheinbar von der Spitze aus beherrschte, von unten her nochmals zu revolutionie-ren trachtet. Als er vor einer Reihe von Jahren die Losung «Laßt tausend Blumen blühen!» ausgab, hat er zwar schon einmal einen großen Teil der Hierarchie vom Staatspräsidenten bis zu den untersten Chargen des Staats- und Parteiapparates schockiert. Aber damals hat er vor allem die Intellek-tuellen und Manager sowie einen Teil der Hierarchie selber zu nonkonfor-mistischen Meinungsäußerungen ver-lockt. Und die Sache endete zwar mit einer gewissen «Säuberung» des Apparates, aber zugleich mit der ziemlich raschen vollen Wiedereinsetzung des erneuerten Apparats und drasti-schen, zum Teil blutigen Repressalien gegen die allzu kühnen Nonkonfor-misten, die eben vor allem in der Mao nicht genehmen Richtung einer Liberalisierung vorgeprellt waren. Diesmal ist es anders. Unzählige Männer des Apparats – ein Großteil der bisherigen

Träger der Revolution – von zu-oberst bis zuunterst müssen über die Klinge springen.

In anderen kommunistischen Län-dern wurden gelegentlich auch höchste Funktionäre und zahlreiche Apparatschiks beseitigt. Aber das wurde vor allem mit den übrigen Teilen des Apparats bewerkstelligt. Ein Staats- und Parteigerippe blieb stets vorhan-den. Mao stellte alles in Frage.

Noch merkwürdiger erscheint das, wenn man bedenkt, daß einerseits in der ganzen chinesischen Presse und in den Wandzeitungen Maos Gegner kaum offen in Erscheinung treten. Warum hatte es denn der Führer nötig, das Volk gegen sie zu mobilisieren?

Daß er es offenbar nötig hatte, zeigt vielleicht die Tatsache, daß diese Gegner, obwohl sie kaum zu Worte kom-men, sich so hartnäckig gegen ihn behaupten können. Aber weshalb kön-nen sie nicht reden und doch Wider-stand leisten?

Restlos befriedigende Antworten auf alle diese Fragen hat bisher niemand zu geben vermocht. Einiges Licht in das Dunkel mag aber eine Betrach-tung des Charakters des chinesischen Volkes und desjenigen Maos bringen.



Mao Tse-tung gelangte zur Macht, weil die Leidensbereitschaft des chinesischen Volkes zu Ende ging und weil er und seine Partei dies nicht nur erkannten, sondern auch die Kraft, die aus dem Leiden kommt, richtig einzu-schätzen und einzusetzen wußten.

In der Mandschurei, am Gelben Fluß in Nordchina, in Chengtu, Tschung-king, Schanghai, Kunming und auf ausgedehnten Reisen über das ganze, weite chinesische Reich sah ich Chinesen leiden, «Bitternis essen». «Du kannst Bitternis essen» ist das größte Lob in China. Wer es nicht kann, dem droht der Untergang.

Tief in China drinnen wurde ich jahrelang frühmorgens von demselben schmerzerfüllten Ruf geweckt: Aya, ay-lama, hai-yaa, hay-lamaa. Diese

Töne wurden gesaufzt, aus keuchenden Lungen herausgepreßt, verhalten geschrien oder als kleine Melodie klängend gesungen, gestöhnt, gerufen, oft nur noch todmüde gehaucht. Ihr Notlied in der Kehle, gingen, sprangen, eilten, krochen, schlichen die Kuli je nach Art des Geländes oder ihrer Arbeit.

Die Lastenträger mit den schweren, wippenden Körben an beiden Enden ihrer geschulterten Bambusstangen rannten oft wie in Trance, als trieb die Wucht der übermenschlichen Last sie vorwärts. Wie von Füri en gepeitscht kamen sie die Straßen entlang, pausenlos. Manche tanzten wie in einem Schmerzensballett in ihrer lumpenverhüllten Erbärmlichkeit aus der Reisfeldkulisse heraus, um eilig wieder darin zu verschwinden. Wenn sich Wege in Sümpfe verwandelten, tauchten die Männer ihre nackten Füße wie nach einem unsichtbaren Taktstock rhythmisch ein in den Morast und zogen sie wieder heraus.

Etappen-Kuli, die sich an Relais-Stationen ablösten, wie bei uns früher die Pferde ausgewechselt wurden, besorgten den Warenverkehr über das ganze, weite Land. In langen Reihen kamen sie daher, beladene Einradkarren hinter sich herziehend oder mit dem Gewicht ihrer halbnackten Körper bremsend. Zwischen tiefem Atemholen stießen auch sie andauernd ihren Notschrei aus: *hai-ya, hay-lamaa...* Auf solchen Karren lagen zentnerschwere Zementblöcke, Felsstücke, Kohlenladungen, Kisten mit Holz, Petrolkannen, Benzinkanister, Salzsäcke, Baumstämme, Körbe mit Reis, Weizen, Ziegel, Kies oder Bausteinen.

Wenn solche Kuli auf vereisten Bergpfaden oder bei sengender Sonne am Wegrand liegen blieben, waren sie verloren. Hielt man sie für tot, wurden ihnen die fadenscheinigen Kleider, die zerrissenen Fußlappen, die zertretenen Strohsandalen ja sogar das Unterzeug abgenommen. Ich selbst habe die bleichenden Knochen liegengeliebener Kuli am Rande der Pässe und abgelegener Relais-Pfade gesehen. Viele dieser Menschen lebten jeweils noch, als

die Kameraden sie, von der Arbeit gehetzt und gezwungen, zurücklassen mußten. Einsam, hilflos gingen sie zu grunde, oft noch aus den Schulterwunden blutend, die ihnen Zieh- und Bremsstricke eingegraben hatten.

Soldaten-Kuli in Uniform mußten für die Armee, oder zur Bereicherung unkontrollierbarer Offiziere, genau dieselben Dienste tun. Sie gingen, wenn sie erschöpft waren, auf die gleiche grauenhafte Art zugrunde. In China blieb ein Mann unbeachtet liegen, wenn er nicht mehr weiterkonnte.

Die bäuerlichen Massen von China lebten seit Jahrhunderten mit dem drohenden Kuli-Schicksal vor Augen. Mißernten, Überschwemmungen, ungezähmte Naturkräfte aller Art und die Macht der Höherstehenden erfüllten sie andauernd mit Angst.

Wer den Anbauboden zu verlieren befürchtete, keinen Samen kaufen, Mieten, Steuern und Wucherzinsen nicht bezahlen konnte oder krank wurde, hatte zwar noch einen Ausweg: nämlich die Frau, Töchter oder Söhne zur Rettung der übrigen Familie gegen Bargeld zu «vermieten», besser gesagt, zu verkaufen. Im Lande herumreisende Agenten, die Armut und Verzweiflung rochen und suchten wie Schakale das Aas, kauften junge, gute «Ware» stets auf. Frauen und Töchter konnten an eine Arbeit oder in die Prostitution geschickt werden. Söhne wurden zu einer Fronarbeit oder als Kuli-Soldaten in die Armee gezwungen. Stets konnte man Gruppen von jungen Männern begegnen, mit Stricken aneinandergebunden wie Tiere, von denen man wußte, daß sie für die Armee «bestimmt» waren.

Besonders tragisch war das Schicksal der kleinen, hilflosen Knaben, die im Kontraktssystem – so nannte man diese Art der Sklaverei – an Kleinkapitalisten abgegeben worden waren. Ich bin in Schanghai, in Begleitung eines ausländischen und mitfühlenden Fabrikspektors, von Werkstatt zu Werkstatt gegangen. Dort sah ich Buben zwischen sieben und zwölf Jahren an der Arbeit. Mein Begleiter nahm einige behutsam zur Seite und

zeigte mir die Symptome und Wunden ihrer Krankheiten. Viele Knaben hatten von den Bleitypen, mit denen sie ungeschützt arbeiten mußten, Bleivergiftungen. Das sah man innen am Lippenrand. Andere Kinder waren tuberkulös, skrofulös, hatten Fieber oder quälende Ausschläge. Dem Inspektor gelang es manchmal, ein sehr krankes Kind ins Spital zu bringen. Sobald es wieder hergestellt war, mußte es zurück an seine oft todbringende Arbeit. Und die «Betten» der Kleinen: In Ecken aufgetürmt lagen Reisstrohhaufen, die wurden nachts als Lager auf den Fabrikboden ausgebreitet. Die Kinder hatten auch kein Spielzeug, gingen nie zur Schule. Verständnislos schauten ihre traurigen Augen uns im Vorübergehen an.

Ich sah in China Flüsse und Ströme anschwellen, die ganze Gegenden unter Wasser setzten, Lehmhäuser auflösten und zerschellte Möbel in Wirbeln mit sich rissen. Auf Hausdächer geflüchtete Menschen schrien um Hilfe, winkten, gestikulierten. Manchmal gelang eine Rettung. Wenn nicht, mußten die auf Dächer Geflüchteten dem Tod solange in die Augen schauen, bis das reißende Wasser sie mitnahm. Man stand am andern Ufer und war hilflos — und eine Leiche nach der andern wurde vom Fluß abwärts getrieben ...

Wenn Cholera-Epidemien wüteten und von Fliegen bedeckte Nahrungsmittel die Gesundheit besonders gefährdeten, wurde den fliegenden Händlern schriftlich befohlen, ihren Verkauf einzustellen. Diese berufslosen Analphabeten, welche die Erlasse ja nicht lesen konnten und für ihre tägliche Reisschale auf ihren gemeinfährlich gewordenen Handel angewiesen waren, wurden oft in den Straßen kurzerhand als Verbrecher erschossen. Ihre auf hohen Bambusstangen aufgesteckten Köpfe schauten hernach tagelang auf die gleichgültig vorüberziehende Menge hinunter.

Die Liste der chinesischen Leiden ist endlos. Und das allerschlimmste Leid des Menschen ist jenes, das ein Mensch dem andern antut in seiner

Chinesische Aspekte

Habsucht, Gefühllosigkeit, Grausamkeit, Herrschsucht und mit unkontrollierter Macht. Durch dieses Erleiden oder die Leidensdrohung formte sich der chinesische Charakter. Die meisten Chinesen waren stets vom Untergang bedroht. Und wer das Wasser am Hals hatte, dem war es gleich, mit welchen Mitteln er sich und die Familie retten konnte. Der durch Not hart gewordene Gerettete ebenso wie der in der Not Zurückgebliebene sind Opfer ihres Schicksals.

Die Mehrheit der im kommunistischen China lebenden Menschen haben dieses Leid erfahren. Und heute ist es nach allen Berichten nicht viel besser. Einige schlimme Zustände von früher wurden zwar aufgehoben. So gibt es zum Beispiel keine Rickshaw-Kuli mehr; die übrigen konnten erst zum Teil durch Eisenbahnen, Lastwagen usw. ersetzt werden. Dafür kamen neue Leiden zu den alten. Und der chinesische Mensch ist heute so leidgewohnt wie früher. Auf welche Weise wirken sich übrigens wohl die Leiden früherer Generationen auf die Seele der Heutigen aus?

Mao steht dem Leiden des Volkes nicht gleichgültig gegenüber. Das spürt man in seinen Gedichten. Außerdem hat er immer das chinesische Leiden und zugleich die Leidensbereitschaft des Volkes politisch zu nutzen gewußt. Aber was will er erreichen?



Mao will ein puritanisches kommunistisches System, verwandt mit jenem, dessen Verwirklichung er in den früheren chinesischen kommunistischen Enklaven — im November 1927 entstand der erste solche «Staat im Staat» im südlichen Hunan — und vor allem in Yenan an führender Stelle erlebt hat.

Yenan ist jene golden-leuchtende,

Die vier Photos

stammen von Otto Ritter, Herbert Maeder, Candid Lang, Louis H. Meyer.

Teilgebiete dreier Provinzen umfassende Lößlandschaft im Nordwesten Chinas gegen die Mongolei zu. Nach Yenan retteten sich die Kommunisten durch den legendären langen Marsch vor den Kuomingtang-Truppen Tschiang Kai-shek. Sie kamen im Jahre 1935 an.

12 000 Kilometer hatten die erschöpften Soldaten der Roten Armee und die Bauern, die sich ihnen angeschlossen hatten, zurückzulegen, um die schützenden Lößwälle Yenans zu erreichen. Alles zu Fuß. Zwölf Provinzen mußten durchquert, sechs Gebiete «wilder» Volksstämme durchschritten, 24 zum größten Teil brückenlose Flüsse traversiert, zahllose sogenannte unbegehbarer Pässe überstiegen, Sümpfe durchwatet, Fieber, Kälte, Hunger und Verletzungen während eines ganzen Jahres ertragen werden. Im Rücken, oft aber auch von allen Seiten, drohten Tschiangs Soldaten. Andauernd gab es Kämpfe, ja Schlachten. Zahllose Frauen, Kinder, Bauern und Soldaten gingen auf diesem Marsch zu Grunde. Mao Tse-tungs frühere Gattin erhielt viele gefährliche Schußwunden. Chou En-lais zarte Frau wurde schwer krank. Als die Kommunisten in Yenan ankamen, waren sie um ein Drittel dezimiert.

Am 16. Oktober 1934 hatte der Lange Marsch im Süden Chinas begonnen, als die dortigen Gebiete angesichts der anhaltenden Tschiang-Blockade von den Kommunisten nicht mehr gehalten werden konnten. Tschiang hatte, in der richtigen Annahme, daß die Rote Armee zusammen mit den wichtigsten Leuten der Partei eines Tages aus ihren südlichen Gebieten fliehen würde, im Norden dieser Provinzen so etwas wie eine neuartige «Große Mauer» bauen lassen. Massive Festungen, in Abständen von Maschinengewehrschüssen oder Artilleriefeuer waren so angeordnet, daß sie eine gen Norden gezogene Spiraale bildeten. Ich sah die Festungsanlage später selber, vom Flugzeug aus und aus der Nähe. Wehe der Truppe, die in diese Falle hineingeriet!

In den rot beeinflußten oder ganz

von Roten beherrschten Gebieten von Fukien, Kwangtung, Hunan usw. hielten jedoch die Bauern so zusammen, daß es möglich gewesen war, den Langen Marsch geheim zu planen, und dessen Beginn Tschang Kai-shek sogar erst nach ein paar Tagen bekannt wurde. Statt in den steinernen Spiralen-Irrgarten hineinzugehen — von dem sie natürlich Kunde hatten — wandten sich die Flüchtlinge auf seltsam krummen Fluchtwegen zuerst nach Süden.

Später gewannen die kläglich ausgerüsteten Roten gegen die glänzend ausgestattete Kuomingtang-Armee ein Gefecht nach dem andern. Tschiang Kai-shek ist ein brillanter General großer Heereinheiten und Einsätze. Die Roten aber waren einmalige Meister der Guerilla-Taktik und des Kleinkrieges. Außerdem: Wo sie auch durchgehen mußten, hatten sie die Unterstützung des Volkes. Der andern Seite aber wurde die Mithilfe oft versagt oder passiver Widerstand entgegengesetzt. So reif war China für den Kommunismus schon damals. Und wie Chou En-lai mir viel später einmal sagte: «Taktik ist wichtig. Aber nie hätten wir durchhalten können, wenn die Mehrheit des Volkes nicht für uns gewesen wäre.»

Beim Ausbau des Yenan-Staates widersetzen sich die dort 90 Millionen Einheimischen den Roten nicht. Sie waren selbst meistenteils arme, hungrige Bauern. Das Lößgebiet ist zwar fruchtbar. Aber es ist total abgeholzt und der Regen fehlt meistens. Der goldene Sand liegt tief auf allem. Teilweise festigte er sich zu einer Art Gestein. Die ganze Landschaft ist wüstenartig kahl, solange das Wasser fehlt. Sobald Schnee oder Regen fällt, ergrünt und erblüht sie allerdings rasch.

In diesem Yenan also fanden die erschöpften Roten eine Bleibe zum Verschraufen, zur Reorganisation, zum Planen der Zukunft und vor allem ein sich großartig eignendes Versuchs-Laboratorium für kommunistische Ideen. Zwar nahm man, um sich vorläufig auch bei den Bodenbesitzern

Chinesische Aspekte

beliebt zu machen, keine Landeigungen vor. Sonst aber tat man alles, um eine Art Ur-Kommunismus einzuführen.

Jede Art von Korruption wurde bekämpft, Frauen und Kuli sollten so viel wert sein wie andere Menschen, Soldaten in der Armee waren keine Kuli mehr, sondern wertvolle Mitbürger. Erwachsenen-Schulung und -Umbildung wurden begeistert betrieben. Prostitution, Analphabetentum, Ausnutzung, Menschenverkauf sollten aus der Welt geschafft werden. Man mußte arm leben, sich für die Allgemeinheit opfern und den Nächsten lieben, so hieß es. Sogar die wohlhabenden Landbesitzer spannte man ein, Opfer für die kommunistische Idee zu bringen. Missionare und hohe, ausländische Offiziere, die schließlich Yenan besuchten durften samt einem Trupp «kapitalistischer» Journalisten, lauter Leute, welche die Leidenszustände Groß-Chinas kennengelernt hatten, schickten begeisterte Berichte nach Hause.

Mao Tse-tung hatte verstanden, sich und seinen kommunistischen Anhängern das Image zu verschaffen, das ihm später bei seinem Siegeszug durch China die entscheidende Hilfe leistete. Und solch ein Groß-China nach dem Vorbild von Yenan zu schaffen, das hat Mao stets vorgeschwobt, ein China, in welchem die Agrarfrage vor allem gelöst und die Grundübel Chinas aufgehoben sein würden — später dann auch mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln der Macht und allen damit verbundenen Gewalttätigkeiten. Dazu gehörten dann auch radikalste Landeigungen nach strengstem kommunistischen Dogma — obwohl der Erfolg in Yenan eigentlich das Gegenteil nahegelegt hätte.

Mao lebte in Yenan genau wie die andern Parteidirektoren, wie jedermann, wie die Bauern. Es gab dort fast keine Häuser, sondern nur in die Lößfelsen gehauene Wohnungen. Mao besaß vier hochgewölbte, weiß gekalkte Zimmer, die kaum möbliert waren. Bei der Arbeit saß er auf einem wackligen Stuhl. Er rauchte eine Zigarette

an der andern und stand manchmal auf, um an den Wänden hängende Landkarten zu studieren oder im poetischen Obstgarten draußen nachdenklich auf und ab zu gehen.

Besucher, unter denen viele meiner engsten Freunde waren, hatten es leicht, Mao zu sehen und zu sprechen. Für sie gab es zum Sitzen eine Couch mit zerbrochenen Federn. Mao sprach mit Hilfe eines Übersetzers. Manchmal redete er ganze Nächte lang mit seinen Gästen. Es lag ihm daran, Tschiang Kai-shek und die Welt über seine Gedanken zu informieren.

Vieles, was Mao damals zu seinen Besuchern äußerte, war aber bewußte Irreführung, um den Boden für den Endsieg vorzubereiten. Er konnte etwa sagen: die Kommunisten wünschten sich im künftigen Groß-China nichts Besseres als die Beteiligung inländischer und fremder Kapitalien in der Industrie. Der Klassenkampf werde niemals so hart sein wie in Rußland, sondern lediglich fortschrittlich stimulierende Auswirkungen haben. Ein echt demokratisches System solle aufgebaut werden und die Stimmteilnahme der Andersdenkenden der übrigen Parteien werde erwünscht sein.

Doch Maos Credo war trotzdem klar aus seinen Reden herauszuhören: China mußte seinen eigenen kommunistischen Weg einschlagen. Auf Grund seiner Agrarstruktur mußte es ganz anders vorgehen als Rußland. Vor allem aber legte Mao mehr Gewicht als die Russen auf die Notwendigkeit einer radikal neuen geistigen Einstellung — eben des Maoschen Puritanismus —, die sich nicht gleichsam von selber aus der Veränderung der Wirtschaftsordnung ergebe. Um das Ziel zu erreichen, durfte man aber ebenfalls vor keinem Mittel zurückschrecken.



Nun hat also Mao über zwanzig Jahre lang diese seine puritanisch-kommunistische Revolution — oft mit blutiger Gewalt — durchzusetzen versucht. Äußerlich scheint ihm das mit Rück-

schlägen — wie vor allem beim Experiment der bäuerlichen Volkskommunen — in geradezu unglaublichem Maß gelungen zu sein.

Aber es traten offenbar immer mehr Widerstände auf. Erstens wurde Mao von einigen Parteidirektoren immer öfter und schärfer angegriffen und kritisiert. Zweitens wurde sogar eine teilweise Loslösung einiger ferner liegenden Provinzen von Peking immer deutlicher.

Beides mochte dem Machtwillen derer entspringen, die endlich auch einmal selber wirklich Machthaber sein wollten. Beides wies aber auch darauf hin, wie uneinig man in Bezug auf die Revolutionsziele im ganzen Land war.

Besonders Staatspräsident Liu Shao-shi mit seinen vielen und mächtigen Anhängern in Peking und in ganz China war Mao ein Dorn im Auge. Diese Leute hatten eine neue Richtlinie eingeschlagen und Mao war nicht mehr gewillt, sich wie früher Lius Kritik auszusetzen. Er verlor dabei zu viel Gesicht.

Außerdem schienen Mao die neueren Ideen von Liu und seinen Anhängern gefährlich. Sie wollten gute Kontakte mit dem Ausland. Sie flirteten mit vielen Einrichtungen, die aus dem Kapitalismus oder zumindest aus Rußland kamen und die sich dort bewährt hatten. Diese Ideen aber gefährdeten Maos Revolutionsideen. Für Mao waren diese Leute «Revisionisten».

Im Lande draußen aber hatte sich noch etwas anderes vollzogen, das wohl Maos puritanisches Ziel noch mehr bedrohte.



Daß die uralte chinesische Erscheinung der Provinzialschicht nie überwunden war, wußte Mao zwar schon immer. Doch lange Zeit war es ihm möglich gewesen, eine Art Einheit des Reiches aufrecht zu erhalten. Aber China mit seinen 28 Provinzen und autonomen Gebieten ist riesengroß. Und immer noch ist sein Verkehrsnetz unzulänglich.

So begannen denn noch so zuver-

Chinesische Aspekte

lässig scheinende Parteileute, die von Peking weit genug entfernt waren, eine Art kommunistische Mandarin-Allüren anzunehmen. Denn sie hatten Macht. Da sie mit Peking gar nicht immer einverstanden waren, ließen sie Mao ihre Macht fühlen. Sie hatten ihre eigenen Ideen und gehorchten nicht, wenn es ihnen nicht paßte.

Mao und die Seinen lösten das Problem eine Zeitlang auf die uralte chinesische Art: durch das Herstellen einer delikaten Ko-Existenz zwischen den entfernteren eigenmächtigen Provinzen und Peking. Die Orders von Peking wurden so gehalten, daß ihre zweideutige Art zu verstehen gab: Solange ihr im Rahmen unserer gemeinsamen Ziele bleibt, macht was ihr wollt! So wahrten alle das Gesicht, und das Ziel blieb lange für die Provinzen und Peking das gleiche, aber auch gleich vage: der chinesische Kommunismus.

Zugleich konnte sich allenthalben der alte chinesische Hochmut des nach oben Gelangten gegen den Unteren wieder mehr breit machen — auf dem Land, in den Fabriken usw.

Und es blieb nicht beim eigenmächtigen «Mandarinentum». In gewissen fernen Provinzen sah es für Mao so aus, als ob die Provinzialmacht an das alte Kriegsherrentum erinnerte. Entfernte Provinzen wurden immer unabhängiger, unfolgsamer, auch militärisch. Ihre Führer kritisierten Mao im Stile von Liu Shao-shi.



Die ideologischen Widersacher wurden immer stärker, die delikate Machtbalance zwischen Peking und den fernliegenden Provinzen immer prekärer. Maos Revolution schien in andere Hände überzugehen.

Und so beschloß Mao zuletzt, die «Revisionisten» — unter welchem Begriff er die ideologischen Gegner, die «Mandarinen» und die Nutzniesser in einen Topf warf — auszurotten. Er gründete die Rote Garde, um seine Feinde aus der Welt zu schaffen und den maoistischen Kommunismus zu retten.



Der spektakulärste Kampf wurde in Wuhan ausgekämpft.

Wuhan ist mit 2,8 Millionen Einwohnern die fünftgrößte Stadt von China. Es ist heute sein «Chicago». Durch dieses Industriezentrum fließt ein Viertel des chinesischen Stahls. Die einzige bisher zuverlässige Yangtse-Brücke nach Hanoi führt durch Wuhan. (Eine andere befindet sich in der notorisch unzuverlässigen Provinz Szetschuan und bedingt einen großen Umweg.) In den lokalen Kämpfen sollen in Wuhan laut Wandzeitungen 350 Leute getötet und 1500 schwer verwundet worden sein. Wer sich dort den Roten Garden so widersetzt, war kein anderer als der seither zum mächtigen Feind Maos gewordene militärische Regionschef General Chen Tsai-tao, ein berühmter Soldat der «Befreiungs-Armee». Ihm und seinen Soldaten schloß sich ein großer Teil der Bevölkerung, insbesondere auch Qualitätsarbeiter in organisierten Kampfeinheiten, genannt «Die Million von Helden», an.

Ein solch hochwichtiges Zentrum in offener Rebellion zu wissen, gab Mao den Stoß. Er schickte zwei seiner Vertrauensmänner Hsieh Fu-chih und Wang Li mit Befehlen nach Wuhan. Resultat: Der dortige General ließ die beiden Leute gefangennehmen und einstecken. Maos Reaktion: Er schickte einen seiner Größten und Treuesten selbst hin: Chou En-lai. Daß dieser nicht ebenfalls gefangen genommen und eingesteckt wurde, verdankt er nur einem Getreuen, der zu Peking hält und die Pläne der Wuhan-Machthaber verriet. So konnte Chou En-lais Flugzeug in letzter Minute von Wuhan abgedreht und an einen sicheren Landeplatz dirigiert werden.

Mao ist es dann gelungen, seine beiden Emissäre aus dem Gefängnis in Wuhan loszubekommen. Sie sind zurück in Peking. Doch Mao wußte jetzt: Er braucht nicht noch einmal zu versuchen, Wuhan oder andern Provinzen, die sich gerne selbst re-

gieren, allzudeutliche Orders zu geben. In Peking forderten sie zwar mit ihren Wandplakaten «Bestrafung der Kriminellen von Wuhan». Aber General Chen Tsai-tao vom Wuhan-Gebiet ist offenbar immer noch frei.

Und was schlimm daran ist für Mao: Chens Beispiel, das von ähnlich eigenmächtigen Provinz-Machthabern scharf beobachtet wurde, hat vielerorts so etwas wie eine Kettenreaktion ausgelöst. Man wagte es, durch Wuhan angefeuert, sich noch unabhängiger, ja rebellisch zu zeigen.

毛澤

In großen Zügen ergibt sich nun das folgende Bild.

Maos Werk — so mußte ihm scheinen — war in Gefahr. Um seine Ziele doch noch durchzusetzen, sah er keine andere Möglichkeit, als dem explosiven Unbewußten des chinesischen Volkes Tür und Tor zu öffnen. Er zählte fest auf das Volk, das ihn jubelnd als Führer akzeptiert und ihm zu so manchem Erfolg verholfen hatte.

Damit hat Mao Kräften gerufen, die das Land an den Rand des Bürgerkrieges und ihn selber fast vollends um die Macht brachten, jenen unberechenbaren Mächten, die aus dem Leiden kommen.

Erreicht hat Mao, daß er und seine Auffassung der Revolution bei einem großen Teil der Jugend, der Beamten und der Partei wieder ernster genommen werden. Demonstrativ laufen Millionen mit dem Büchlein herum, in dem seine Interpretation von Marx, Lenin und Stalin niedergelegt ist. Alle «Wandzeitungen», mit Riesenbuchstaben überpinselte Zeitungsblätter, die auf öffentlichen Plätzen an den Wänden oder sehr oft auf dem Boden ausgebreitet werden, übrigens eine seit langem in China übliche Methode des Volksaufrufs, berufen sich auf Mao.

Ob er für eine dauerhaftere Sicherung seiner Ziele viel mehr erreicht hat, ist fraglich. In den Reihen seiner bewährten und treuen Kampfgenossen des Langen Marsches sieht es öde aus. In Yenan hielt man in der Erinnerung

an gemeinsam Überstandenes treu zusammen. Gemeinsam trat man den Siegeszug in China an und überwand die ersten Jahre der Revolutionszeit. Doch jetzt während der «Kulturrevolution» sind bis Ende 1967 von siebzehn Mitgliedern des Politbüros sieben ausgeschlossen worden. Von den dreizehn Mitgliedern des Sekretariats des Zentralkomitees war nur ein einziger noch unbescholtener, von sechs mächtigen regionalen Parteichefs blieben zwei übrig. Die Volksbefreiungsarmee hat alle ihre bisherigen Marschälle verloren bis auf einen: Verteidigungsminister Lin Piao, den präsumtiven Mao-Nachfolger.

Dort, wo die «Kulturrevolution» sich durchgesetzt hat, findet man im ganzen Parteiapparat, in den meisten Regierungsstellen und Armeechargen neue, bisher ganz unbekannte Namen. Aber wie werden diese Leute den Maoismus auslegen? Bereits mußte von oben mehrmals vor falschen – auch vor allzu doktrinären – Auslegungen gewarnt werden. Wie lange wird es gehen, bis auch die neuen Leute wieder weggespült oder aber viele von ihnen vom zähen Geist des «Mandarinum» erfaßt werden, dem Bürokratismus erliegen oder sich vor allem ihre Pfründen sichern wollen? Was werden sie nach Maos Tod mit dessen Lehre anfangen?

Anderseits sind gerade Hauptexponenten des Widerstandes gegen Maos Rigorismus nicht ausgeschaltet. So ist Liu Shao-shi, obwohl die Rote Garde ihn unablässig politisch totgesagt hat und sein Sturz viele Male angekündigt worden ist, immer noch Staatspräsident. Nie kommt er einem zu Gesicht, und er scheint auch keine direkte Macht mehr zu haben. Aber er dürfte noch unzählige Anhänger besitzen. Die eigentlichen «Revisionisten» sind vielfach entmachtet, aber sie sind noch da. Vor allem stehen wohl die gemäßigten Bürokraten innerlich auf Lius Seite.

Bis zu einem gewissen Grad darf man auch den Ministerpräsidenten Chou En-lai, der aus einer Mandarinenfamilie stammt, zu diesen Leuten

zählen. Die Entwicklung im Volk und im Lande draußen ist zwar auch ihm teilweise aus den Händen geglipten. Aber er hat es bisher doch verstanden, in der Führung noch eine Art Machtbalance zu retten.

Direkt wagt es diese Schicht nicht, Mao entgegenzutreten. Sie traut sich – mit Recht – keinen genügenden Einfluß auf die Massen zu. Sie kämpft mit den Waffen des passiven Widerstandes, der eigenen Interpretation der Parolen, die auch die Mittel des «Mandarinum» sind. Deshalb hört man auch so wenig von diesen Leuten und hat Mao seinen Kampf gegen sie doch noch nicht gewonnen.

Daß die Wirtschaft ungeheuer geglipten hat, ist trotz vielen gegenteiligen Ansichten gewiß. Vor zwei Jahren haben anscheinend die meisten Chinesen genug zu essen gehabt. Heute sind alle Überschüsse aufgebraucht. China ist durch vielfache lange Fabrikationsunterbrüche in den Ruf eines unzuverlässigen Lieferanten geraten. Weil Schiffe nicht ausgeladen wurden und manchmal sogar mit ihrer Last wieder wegfahren mußten, fehlt es jetzt an Rohstoffen.

Der materielle Schaden wäre aber wohl in einiger Zeit wieder gutzumachen. Atomzentren, Industrieanlagen und manches andere – übrigens auch die meisten alten Kulturschätze – konnten vor Übergriffen der Roten Garden bewahrt werden. Die Struktur der Landwirtschaft blieb erhalten, und die fleißigen, bodenliebenden Bauern, die ein eigenes Stückchen Land bearbeiten dürfen, produzieren immer wieder, «Kulturrevolution» hin oder her.

Aber noch scheint das Land lange nicht zur Ruhe zu kommen. Die «Kulturrevolution» kann jederzeit wieder zu größeren Unruhen führen.

Und wenn sich die Lage doch allmählich beruhigen sollte: Wie tief geht der Vertrauensbruch? Wie weit ist die Autorität der Experten, der Lehrer, der Chefs in den Fabriken und Minen, in allen Organisationen in Stadt und Land untergraben? Wie kann China den Unterbruch im Nachwuchs qualifizierter Leute auf allen Gebie-

ten überwinden? Wann wird die Disziplin wieder zurückkehren? Soviele Lehrer und Direktoren, die unter Zwang Kloaken säubern und Strafaufsätze schreiben mußten, wollen nicht mehr an ihre Posten zurück!

Bereits mußte man überallhin Leute aus der Armee abkommandieren. In der Armee scheint, vorläufig, noch viel Elan und Vitalität und zugleich revolutionärer Geist vorhanden zu sein. Die Armee ist eine große Kraftreserve. Doch Mao kann auch auf sie nicht absolut zählen.

Mao, seine Umgebung und erst recht seine Nachfolger, von denen nicht dieselbe Faszination auf die Massen ausgehen wird, stehen so – wenn auch in neuer Form – vor Chinas alter Frage: ob seine Beherrscher eine Machtbalance im Reich finden und handhaben können.

Frieden oder Krieg?

Eine Nachbemerkung von D. R.

Volkreiche Länder, die ins Stadium der modernen Zivilisation und einer raschen Abnahme der Sterblichkeitsquote treten, neigen zunächst zu neuem Machtgefühl und damit zur Expansion. China hat etwa doppelt soviele Einwohner wie Indien, soviel wie Europa samt der Sowjetunion, oder Amerika und Afrika zusammen.

Alte Gebietsansprüche gegenüber Nachbarländern und eine extremistische Ideologie verstärken den Ausdehnungsdrang. Provinzialmacht kann ihn hemmen, ein chaotisches Durcheinander die Kraft dazu vermindern. Aber dafür wächst die Gefahr, daß verzweifelte Führer – in China, wenn nach Mao dessen Autorität fehlen wird –, ein leidensbereites Volk, um es in die Hand zu bekommen, in permanente Kriegsstimmung treiben.

China bildet so in den nächsten Jahrzehnten wohl die grösste Bedrohung des Weltfriedens, solange es nicht zu ideologischer Mäßigung und innerem Gleichgewicht findet.